

Pechschwarze Haare, stahlblaue Augen, ein Körper wie aus einem Fitnessmagazin. Sogar seine Narben machten ihn nicht hässlicher. Er trug sie wie andere ihre Tätowierungen. Und als würde das nicht schon reichen, war er auch noch klug, nett und witzig. Wesley hatte diese Mischung schon oft so richtig zum Kotzen gefunden, selbst wenn er seinen Bruder liebte. Aber wie wollte man gegen so jemanden auch nur anstinken?

Das mit dem Alter war irgendwie auch Quatsch. Gabriel war zwar erst zwanzig, aber er hatte ein Jahr an der türkischen Außengrenze gekämpft. Was auch immer er dort alles gesehen hatte, er war mindestens um zehn Jahre gealtert, als er von dort zurückkam. Dazu musste man ihm nur mal in die Augen schauen.

Doch auch Vanessa sah nicht aus wie siebzehn. Die Haut natürlich schon und auch ihr Körper – Wesley hatte sie in den letzten Monaten oft genug halb nackt durch den Flur huschen sehen. Was ihm aber gar nicht recht gewesen war, weil es ihn total verwirrte. Immerhin war sie mit seinem Bruder zusammen. Und ihre Augen waren genauso alt wie die von Gabriel. Und traurig. Am traurigsten, wenn sie lächelte. Auch sie musste schlimme Dinge gesehen haben – oder nicht genügend schöne Dinge, hatte Gabriel gemeint. Wesleys Argument, dass Vanessa in einer Villa lebte, die an Schönheit wohl kaum zu überbieten war, ließ Gabriel nicht gelten.

Mit Vanessa und Gabriel hatten sich zwei Seelenverwandte getroffen. Anders konnte Wesley es nicht sagen, auch wenn er nicht unbedingt an Seelen und so was glaubte. Wenn man ihn gefragt hätte, ob er Vanessa sympathisch fand, hätte er das nicht sofort beantworten können. Er fand sie nicht unsympathisch, aber sie lebte in einer anderen Welt. Doch dass sie gerade ihr Leben für ihn riskierte, würde er ihr nie vergessen. Selbst wenn sie das streng genommen nicht für ihn, sondern für seinen Bruder tat.

Dass Gabriel seinen Platz im Bunker für ihn riskierte, war auch nicht gerade selbstverständlich. Doch es hatte Wesley nicht überrascht. Als ihr Vater damals krank geworden war, schickte Gabriel unaufgefordert seinen Sold aus dem Kriegsgebiet nach Hause, um bei den Kosten zu helfen. Ihre Mutter war dankbar dafür, aber es war ihr unangenehm gewesen. Trotzdem ließ Gabriel sich nicht davon abbringen. Was brauchte er da unten schon? Essen wurde gestellt, Kleidung auch – und das Feierabendbier konnte er sich mit Kartentricks oder Armdrücken verdienen. Dann schmeckte es sowieso besser. Ende der Diskussion.

Auch Wesley hätte für Gabriel sein Leben riskiert. Nur hätte er dabei garantiert wieder dieses flaue Gefühl gehabt, wie eine Vorahnung, dass es am Ende doch nichts bringen würde. Er war kein halber Superheld wie sein Bruder, nur ein normaler Siebzehnjähriger. Durchschnittliches Aussehen, mit einem Rest von

Babyspeck im Gesicht, durchschnittlich in der Schule, ein ganz guter Verteidiger in seiner Fußballmannschaft, doch überdurchschnittlich höchstens in seinen Computerskills, aber vermutlich machte er sich auch da etwas vor.

Wesley liebte seinen Bruder, ohne jemals groß darüber zu reden. Vanessa liebte ihn auf andere Art, sie hatte ihr Herz an ihn gehängt. Er habe noch nie so ein unglückliches Mädchen kennengelernt, hatte Gabriel gemeint. Falls ihr Vater sie liebte, zeigte er es nicht, und ihre Mutter war in der Hinsicht ein Totalausfall. Vanessa hatte schon früh zu trinken angefangen und Drogen genommen. Genauso früh hatte sie ihren ersten Sex gehabt. Wobei das eher Sportficken war, hatte sie zu Gabriel gesagt. Dass Wesley davon wusste, lag daran, dass Gabriel kaum Geheimnisse vor ihm hatte. Oft genug war Wesley deswegen schon um Haaresbreite an seinem Morgenmüsli erstickt – wenn Gabriel plötzlich völlig aus dem Nichts, während er sich dabei seelenruhig Kaffee nachschenkte, irgendeine pornoreife Sexstory über den Tisch warf. Nur über Vanessa hatte er solche Geschichten nicht erzählt. Vermutlich war er der erste Junge, der sie anständig behandelte. Wundern würde es Wesley nicht. Nur ob Gabriel Vanessa genauso sehr liebte wie sie ihn – diese Frage hatte Wesley lieber nicht stellen wollen.

»Da ist er!« Vanessa neben ihm deutete nach unten. Gabriel redete mit einer der Wachen. Er saß auf einem Motorrad, einer Geländemaschine. Sie konnten nicht verstehen, was unten gesagt wurde, Gabriel ließ die Maschine immer wieder aufheulen. Auch vom Le Grand drangen Motorengeräusche herüber und am Himmel waren neben den üblichen Drohnen nun sogar bemannte Helikopter dorthin unterwegs.

Schließlich öffnete der zweite Wachposten das Tor unten und Gabriel zwängte sich mit seiner Enduro hindurch. Als er freie Fahrt hatte, gab er Vollgas und rauschte ihnen entgegen.

Wesley musste sich jetzt zwingen, ruhig zu atmen. Er trug schon die Uniform, die Gabriel ihm besorgt hatte. Sie war passgenau, obwohl er nur L und Gabriel XXL brauchte. Wie genau er das mit der Uniform arrangiert hatte, hatte Gabriel ihm zwar mal erzählt, trotzdem hatte Wesley es vor lauter Nervosität nicht mitbekommen.

Als Gabriel vor ihnen von der Maschine stieg, lächelte Vanessa so strahlend wie ein Filmstar. Es war fast schon absurd mit der pilzförmigen Wolke am Horizont. Aber vielleicht war sie deshalb so abgebrüht. Sie hatte alles gehabt in dieser Welt – und es hatte ihr nichts gebracht. Dass die Welt jetzt zugrunde ging, machte sie nicht trauriger, als sie es sowieso schon war. Womöglich war der Bunker für sie ein Neuanfang. Und mit Gabriel an ihrer Seite sogar ein Happy End.

Die beiden küssten sich. Auch das war filmreif, Wesley konnte es nicht glauben. Doch als Gabriel schließlich ihm den Blick zuwandte, war er todernst. Er wirkte angespannt, aber auch voll in seinem Element. Er kam zu ihm rüber und legte beide Hände auf seine Schultern. »Bist du bereit?«

Wesley schluckte. »Eigentlich nicht. Wenn ich ehrlich bin.«

Gabriel hatte ihm das Motorradfahren beigebracht. Er hatte ihm auch den geklonten Chip implantiert. Im Nahen Osten war er in den Sanitätsdienst gewechselt, als es dort zu viele Tote und deswegen Not am Mann gegeben hatte. Die Narbe war noch frisch, aber mit runtergekrempelten Uniformärmeln nicht sichtbar für die Wachen. Allerdings fiel ihm auf, dass Gabriel seine Ärmel hochgekrempelt hatte. Er machte ihn darauf aufmerksam.

Gabriel gab ihm nur einen Klaps auf die Schulter. »Vergiss es. Und steig auf!«

Wesley nickte und schwang ein Bein über den warmen Sattel. Kurz darauf spürte er Vanessas Körper an seinem Rücken. Zum Glück hielt sie sich am Rahmen fest und nicht an seiner Hüfte. Auch wenn die Welt unterging – jetzt gerade hatte er kein Interesse, eine Erektion zu bekommen.

»Nicht vergessen«, sagte Gabriel, »immer weiterfahren! Nicht umschauen.«

Wesleys Stimme brach, als er sagte: »Geht klar.«

»Küss mich!«, sagte Vanessa.

Wesley seufzte, während die beiden hinter ihm Zärtlichkeiten austauschten. »Okay, dann los!«, sagte Gabriel schließlich.

Wesley stemmte sich in die Maschine und gab Gas. Der Plan war simpel genug. Er hatte Gabriels Identität übernommen und würde mit Vanessa, die ebenfalls eine gehipte Zugangsberechtigung hatte, in das Anwesen reingelassen. Wenn Gabriel kurz darauf am Osttor erschien, würden die Wachen eine Meldung kriegen, dass sich ein Gabriel Meyer schon auf dem Gelände befand und es keinen zweiten gebe.

»Und dann?«, hatte Wesley vor einer Woche am Küchentisch gefragt.

»Na, entweder drücken sie ein Auge zu oder ich muss sie ausschalten.«

»Was?!«

»Jetzt mach dir nicht gleich in die Hose. Ich werde sie nicht töten oder so. Das sind Kameraden.« Gabriel wurde etwas stiller. Warum, das konnte Wesley sich denken: Die Überlebenschance dieser Kameraden war sehr gering. Selbst wenn sie sich vor einer unmittelbaren Detonation retten konnten – irgendwann würde die Strahlung sie erwischen oder der Hunger oder andere Menschen, die auch überleben wollten.

Zehn Meter vor dem Osttor hielt Wesley die Maschine an und ließ sie im Leerlauf tuckern. Er trug die schwarze Uniform, die Sonnenbrille und Gabriels Kappe tief in die Stirn gezogen. Auch er hatte pechschwarzes Haar. Zwar war er etwas kleiner als Gabriel und wog gut zwanzig Kilo weniger – dafür klangen ihre Stimmen verblüffend ähnlich.

»Da bin ich wieder!«, rief er den Wachen zu und zwang sich Gabriels Cowboylächeln ins Gesicht.

Was hatte er schon zu verlieren? Sein Leben. Nur war hier draußen ein Leben sowieso nichts mehr wert.

Wenn alles nach Plan lief, würde Gabriel sich zu Fuß zum Le Grand durchschlagen. Er war ein extrem schneller Läufer. Vorm Le Grand würde er ein nur mühsam kontrolliertes Chaos an einströmenden Bewohnern vorfinden. Dort würde er sich einreihen und ungehindert in den Bunker gelangen. In der Wachmannschaft kannte jeder jeden. Aber für alle anderen – die fünfhundert Gründer und fünfhundert Fachkräfte – waren diese Männer Fremde. Im Ankunftschaos würde das Gabriel und Wesley zugutekommen.

Im Bunker würden sie dann auf den Lockdown warten. Vanessa sollte Wesley dabei helfen, sich so lange bedeckt zu halten, indem sie immer dicht bei ihm blieb. Sobald das Signal zum Lockdown verstummte, würden sie sich Böhn stellen, dem Chef des Wachkontingents. Gabriel rechnete mit einer Strafe, eventuell sogar mit jahrelanger Strafarbeit – die er dann gemeinsam mit Wesley zu verrichten hätte. Aber ein Rausschmiss war so gut wie ausgeschlossen. Der Bunker war dicht. Und ob die Gründer überhaupt etwas von ihrem Regelbruch mitbekamen, lag allein an Böhn, und dem hatte Gabriel im Nahen Osten mal das Leben gerettet.

Gabriel rechnete mit zwei Jahren Mülldienst, oder im schlimmeren Fall Kanalarbeit, aber dann – da war er sich sicher – würde Böhn ihn rehabilitieren.

Als die Wachposten immer noch nicht reagierten, hatte Wesley einen Blackout, und Vanessa übernahm. Ihre Hysterie klang echt: »Ich bin eine Theissen! Vanessa Theissen! Macht das Tor auf! Ich habe eine Zugangsberechtigung.« Sie streckte ihren gechipten Unterarm aus.

Danach fiel Wesley wieder ein, was er sagen sollte: »Habt ihr inzwischen mit Böhn gesprochen?« Darüber hatte Gabriel zuvor mit den Wachen am Tor geredet: dass sie sich das von Böhn bestätigen lassen konnten – dass er den Auftrag hatte, Vanessa Theissen abzuholen.

»Ja«, sagte die Wache jetzt und öffnete das Tor, sodass Wesley in Schrittgeschwindigkeit hindurchfahren konnte.

Der Alarm blieb aus. Der Plan funktionierte.

3

Hunderte drängten sich vor dem Le Grand. Sie drückten draußen gegen die provisorischen Absperrungen. Niemand hatte Gepäck dabei, höchstens einen kleinen Rucksack oder eine Handtasche, alles andere wartete unten im Bunker auf sie. Die großen Glasscheiben des Eingangsbereichs erzitterten jedes Mal, wenn eine Ordnungskraft dem Druck nicht mehr standhalten konnte und mit dem Rücken gegen das Glas krachte. In den vier Evakuierungsübungen, die Janja mitgemacht hatte, war alles friedlich abgelaufen. Aber da hatte jeder gewusst, dass es sich nur um eine Übung handelte. Jetzt herrschte der Ernstfall.

Dass es anscheinend noch reguläre Gäste gab, die das Le Grand nun verlassen sollten, machte die Situation noch komplizierter. Eine Menschentraube drängte herein, die andere hinaus – das Ergebnis war Stillstand. Bis dann Hotelangestellte die regulären Gäste über die Sonnenterrasse des Restaurants im Erdgeschoss nach draußen führten. Doch genau da explodierte ein weiterer Nuklearsprengsatz – und dieser viel, viel näher als der erste, den Janja gesehen hatte, vielleicht fünfzig Kilometer von hier, schätzte sie, wenn der Horizont hundert Kilometer entfernt lag an diesem sonnigen Tag.

Die Explosion füllte mit ihrer gleißenden Helligkeit die Panoramafenster voll aus, als befände man sich im Kino. Der Schrecken zeigte sich in allen Gesichtern, nur die ganz kleinen Kinder wussten nichts damit anzufangen. Sie erschreckte vielmehr die Angst in den Gesichtern ihrer Eltern. Wieder stieg eine pilzförmige Wolke auf, größer, näher, noch bedrohlicher diesmal. Nach einer Schocksekunde machten die regulären Gäste auf der Terrasse sofort kehrt und die Menschen am Eingang stemmten sich noch stärker gegen die Absperrungen. Auch die ersten Angestellten eilten jetzt davon. Man konnte es ihnen kaum vorwerfen. Aus der Hysterie wurde Panik. Es war wie auf einem Rockkonzert, das außer Kontrolle gerät: Schreie, Kreischen, Pfiffe, Tränen – und Janja befand sich mittendrin, ohne eine Chance, hier durch eigene Kraft wieder rauszukommen. Sie wurde von den Körpern um sie herum hin und her geschaukelt wie von einem Sturm im Meer. Die Theissens konnte sie nirgendwo mehr sehen. Namen wurden gerufen. Eine Frau vor ihr verlor das Bewusstsein. Der Mann daneben presste sie an sich, damit sie nicht zu Boden rutschte und zu Tode getrampelt wurde.

Ein paar reguläre Gäste versuchten, sich in die immer enger werdende Menschentraube einzureihen. Doch sie waren an ihrem